Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 431. **Montag** den 25. August 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 25. August.

Zwischen Haupt- und Stichwahl in **Forchheim-Kulmbach** schrieb die „Kreuzztg." über das Thema nach Anderem, worauf wir noch zurückkommen werden, das Folgende:

Jedenfalls ist der Ausfall der Wahl in Forchheim-Kulmbach von entscheidender Bedeutung. Wir haben der Auffassung Ausdruck gegeben, daß die Bündler dem Centrumscandidaten gegenüber dem Liberalen Faber zum Siege verhelfen werden. Diese Hoffnung ist berechtigt; ihre Erfüllung ist ein Act politischer Klugheit, der noch einmal gute Früchte zeitigen kann.

Die biedermännische Hoffnung ist zu Schanden geworden. Die Centrumspartei, die bisherige Inhaberin des Wahlkreises, die im ersten Wahlgange einen großen Vorsprung vor dem nationalliberalen Bewerber hatte, ist mit einer sehr hohen Stimmenmehrheit in der Stichwahl besiegt worden, wie folgendes Telegramm ergiebt:

⊙ **Nürnberg**, 25. August. (Telegramm.) Das Endresultat der Reichstagsstichwahl im Wahlkreise Forchheim-Kulmbach: Faber (natlib.) erhielt 9400 Stimmen und Zöllner (Centr.) 8498.

Wie dieser glänzende Erfolg geworden ist, ist heute von hier aus noch nicht zu überblicken, aber einige Schlüsse können schon mit Sicherheit gezogen werden. Vor Allem steht fest, daß bei der Hauptwahl die nationalliberale Wählerschaft eine außerordentliche Lässigkeit an den Tag gelegt hat, so daß die Partei für die engere Wahl eine sehr starke Reserve heranziehen konnte, die sie auch beim ersten Aufgebot hätte einstellen sollen. Es steht ferner fest, daß trotz des von Berlin auf sie geübten Hochdruckes, von dem die vorstehend angeführte Aeußerung der „Kreuzztg." noch lange nicht das classischste Zeugniß ablegt, die evangelischen Landwerthe, die bisher stets liberal gewählt, sich auch diesmal in ihrer großen Mehrzahl in der Stunde der Entscheidung auf sich selbst besonnen haben. Sie hatten im ersten Wahlgang über 3500 Zettel für einen Bündler zusammengebracht und diese Stimmen müssen am Freitag zu einem sehr beträchtlichen Theil auf den Nationalliberalen übergegangen sein. Wie weit wiedergekehrte ernsthaft politische Einsicht, wie weit die Offenbarung der ultramontanen Herrschsucht und Bildungsfeindlichkeit in Bayern in der jüngsten Vergangenheit zu dem Wiederanschließen an die alte Fahne mitgewirkt haben, darüber sollen hier in diesem Augenblicke keine Vermuthungen angestellt werden. Jedenfalls ist es in erster Reihe die Reichstreue dieser Bauern und Kleinbürger gewesen, die sie den Sieg der stärksten und gefährlichsten reichsgegnerischen Richtung zu verhindern trieb. Diese Gewißheit ist das Erfreulichste an dem erfreulichen Ergebniß. Wer freilich in unserem Lager der Hoffnung auf Berliner Wandlung noch nicht gänzlich Valet gesagt hat, den könnte eine Neigung anwandeln, diesen Sieg der politischen Freunde in Bayern zu bedauern. Denn es erleidet kaum einen Zweifel, daß er auf höfische Weise zu der Deutung benutzt werden wird, das Telegramm von Swinemünde „schmecke" dem Gaumen der reichstreuen fränkischen Liberalen „nach mehr". Die gegentheilige Folge von gegentheiligen Wahlresultaten in Forchheim-Kulmbach wäre aber sehr zweifelhaft gewesen, das vorliegende Ergebniß gewährt eine solid fundirte Genugthuung. Das „Bärenglück der Concurrenz", das — sehr begreiflicher Weise — vor wenigen Tagen ein bayerisches nationales Blatt besorgte, hat schon beim allerersten nach der Glücksspendung gegebenen Anlaß versagt. Während Viele zu glauben schienen, diese „Patrioten" hätten an Eroberungskraft gewonnen, so genießen wir jetzt den Anblick eines unter den ungünstigsten Umständen doppelt und dreifach schweren Verlustes der Partei Daller-Heim-Orterer. Die Bäume sind nicht nur nicht in den Himmel gewachsen, einer von ihnen ist entwurzelt worden. Diese Erscheinung kann füglich größere Gewähr beanspruchen als Erwägungen anderer Art. Was der Freisinn zu dem Sieg über den Ultramontanismus ungefähr beigetragen, wird man ja wohl aus Bayern erfahren. Auf alle Fälle ist dieser Erfolg ein günstiges Vorzeichen für das neuerdings wieder angestrebte allgemeine Zusammengehen der Nationalliberalen und Fortschrittler in Bayern. Das Bündniß hat früher, wenn auch nicht für alle Wahlkreise, bestanden, und das ist außerhalb Bayerns bei aller Gegnerschaft gegen den Freisinn von den Nationalliberalen und auch von Conservativen gebilligt worden, weil man im übrigen Deutschland einsah, daß die besondere Stärke des cultur- und reichsfeindlichen Klerikalismus in dem großen süddeutschen Bundesstaat besondere Parteibildungen und Verkehrungen bedinge. „Die Liberalen in Bayern", so sagte vor zwanzig Jahren der unvergeßliche nationalliberale Führer v. Schauß, „dürfen sich nicht den Luxus zweier Parteien gestatten". Dieses Wort ist heute wahrer als je. Der Ultramontanismus ist ungemein erstarkt und — die preußischen Conservativen haben soeben die Parole ausgegeben, seine Herrschaft in Bayern zu befestigen und zu verewigen. Das ist der Sinn und die Absicht des Rathes, den die „Kreuzztg." den Agrariern in Forchheim-Kulmbach ertheilt hatte. Das führende Organ der preußischen Conservativen wirft dabei Alles über Bord, was seinem Zwecke entgegen zu sein scheint. Es schreibt:

„Es dürfte sich daher mehr als je empfehlen, ernstlich ein Zusammengehen jener Elemente ins Auge zu fassen, die wirthschaftspolitisch den Schutz der nationalen Arbeit wollen. Wir wissen sehr wohl, daß man in agrarischen Kreisen in Franken Bedenken hegt, so ohne Weiteres mit dem Centrum zusammenzugehen. Hier wirkt eben die jahrelang betriebene liberale Culturkampfwühlerei nach und erschwert eine Einigung, die an sich als eine glückliche Lösung zu bezeichnen wäre. Allein es kommen hier weitreichende Gesichtspunkte in Frage: es gilt eine in wirthschaftspolitischen Fragen verläßliche Mehrheit zu schaffen. Das ist nur möglich, wenn das Centrum, die Conservativen und Agrarier in Bayern sich tunlichst der künftigen Reichstagswahlen schon möglichst frühzeitig verständigen, damit kein Theil der agitatorischen Arbeit verloren gehe. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß auf diese Weise der größte Theil der liberalen Abgeordneten wie mit eisernem Besen weggefegt werden könnte."

Mit der eisernen Beschaffenheit oder der richtigen Handhabung des Besens hat es, wie die letzte Wahl zeigt, noch einigermaßen gute Wege. Aber, was nicht ist, kann werden. Und da müssen wir uns doch erkundigen, wie die sächsischen Conservativen zu der durch die „Kreuzztg." proclamirten Politik sich stellen. Wir möchten das umsomehr wissen, als die „Kreuzztg." ein förmliches Cartell mit den Ultramontanen empfiehlt. — Die preußischen Conservativen geben durch ihr Organ die evangelische Sache preis. Die Abwehr des Ultramontanismus — und wie sehr ist alles Nichtklerikale in Bayern in die Defensive gedrängt! — ist reine „Culturkampfwühlerei", das Cartell könnte nur um den Preis eines großen Machtzuwachses des Centrums im Reiche und in Bayern wirksam werden. Daß Sachsen unter dieser Weiterentwickelung des römischen Einflusses mittelbar und selbst unmittelbar leiden würde, wird kein sächsischer Conservativer zu bestreiten wagen. Und die Conservativen Sachsens werden sich wohl auch nicht einbilden, daß die Nationalliberalen dieses Landes Lust verspüren, indirect Cartellgenossen der bayerischen Ultramontanen zu werden. Der Berliner Plan fordert also eine unzweideutige Stellungnahme der sächsischen Conservativen heraus und diese kann nicht deshalb ausbleiben, weil die „entscheidende Bedeutung", die die „Kreuzztg." der Forchheimer Wahl beigemessen hat, gegen den ultramontan-conservativen Cartellgedanken zu verwerthen ist. Denn, was in Forchheim nicht gelang, kann dennoch bei den allgemeinen Wahlen versucht werden. Und dann wären eben im Cartellverhältnisse zu Conservativen stehende Nationalliberale Bundesgenossen und Todfeinde des Reiches und der Gewissensfreiheit.

Der „Fall Vetter" findet jetzt seinen Epilog in einer Broschüre, welche der eigentliche Hauptbetheiligte an dem „Fall", Professor Vetter in Bern, selbst soeben unter dem Titel „Die Schweiz — eine deutsche Provinz?" *) hat erscheinen lassen. Professor Vetter nennt seine Schrift, die er „dem verständnißvollen Beurtheiler jüngster unverständlicher und unverständiger Aeußerungen schweizerischen Volksgefühls", Theodor Mommsen, gewidmet hat, „ein Bekenntniß und eine Abrechnung". Er bemerkt in der Einleitung:

„Nachdem in der Angelegenheit meiner Nürnberger Rede Unverstand und Leidenschaft lange Zeit das große Wort geführt haben und auch wohlmeinende Vertheidigung von Seiten ausländischer Zeitungen oft hitziger als nöthig geworden ist, möchte auch ich endlich meine Meinung sagen. Es handelt sich für mich nicht darum, das „letzte Wort" zu haben, sondern überhaupt mein erstes Wort nach so vielen und lauten Worten der Anderen zu sagen, — vielleicht sogar das erste zugleich vernünftige und durchaus sachkundige und sachliche Wort."

Zur Sache selbst macht Prof. Vetter folgende Ausführungen:

„„Eine deutsche Provinz in geistiger Beziehung wollen wir in der deutschen Schweiz sein und bleiben, aber allerdings mit sehr bestimmten Reservatrechten!"" Diese Worte, in weihevoller Stunde, bei einem Feste deutschen Geistes gesprochen, haben einen Widerhall gefunden, den sich der Redner nicht träumen ließ und der dem Angehörigen und dem Freunde der beiden betheiligten Länder zu denken geben muß . . . Jene Worte waren so wenig wie die ganze Rede ein Erzeugniß des Augenblicks: der viel angegriffene Satz steht sogar schon in einem alten Collegienheft, das ich vor vier Jahren zu einer Vorlesung über Jeremias Gotthelf zusammenschrieb, und ich habe ihn zu Anfang dieses Semesters in der Einleitung zu derselben Vorlesung wiederholt, ohne daß meines Wissens Jemand von meinen zahlreichen schweizerischen und reichsdeutschen Zuhörern und Zuhörerinnen daran Anstoß nahm. Er schien mir so passend für ein Fest des deutschen Geistes, und für ein in Bayern gefeiertes Fest, und so entsprechend dem Auftrage, den ich als Vertreter der deutsch-schweizerischen Hochschulen und des Berliner Historischen Museums hatte, daß ich kein Bedenken trug, mich selbst zu wiederholen. Also ich lasse von den angefochtenen Worten nichts abmarkten als Schaumblasen gährender und übersprudelnder Festoder Alkoholbegeisterung; sie hätten Zeit gehabt, sich abzuklären, ehe ich sie wohlerwogen einer auserlesenen Festtafel credenzte. Wenn sie gleichwohl auf einen Theil meiner Landsleute wie ein Tauselfeld gewirkt haben, so ist daran künstliche Erhitzung der Gemüther, ja eigentliche Giftmischerei schuld; man hat meine Worte mißverstanden, weil man sie mißverstehen wollte, oder weil man in einen Schwindel versetzt war, worin man sie mißverstehen mußte."

Der Sturm gegen diese Darlegungen ging von den Welschschweizern aus. Das Hauptmißverständniß, und, wie Prof. Vetter meint, ein von den Hetzern mutwillig verschuldetes Mißverständniß war es, daß die „deutsche Provinz" auf die ganze Schweiz, statt nur auf die deutsche Schweiz, bezogen ward. Er beruft sich auf Ohrenzeugen und deren Berichte, daß er in Nürnberg nur von der deutschen Schweiz gesprochen habe. Die nationale, die seelische Verwandtschaft der deutschen Schweiz mit Deutschland steht Prof. Vetter über jedem Zweifel, und er rühmt sich ihrer als guter Schweizer unverblümt. Als die Schweiz vor hundert Jahren ein einheitliches Staatswesen von gemischtem sprachlichen Charakter ward, indem sie die bisherigen welschen Unterthanen und Verbündeten als gleichberechtigte Eidgenossen annahm, sei für den weit überwiegenden deutschen Antheil die geistige Verbindung mit Deutschland bestehen geblieben. Ein Salis, ein Johannes Müller, ein Pestalozzi, ein Zschokke seien ebenso gute Schweizer als gute Deutsche und in ganz Deutschland gefeierte deutsche Schriftsteller gewesen, und Jeremias Gotthelf sei in der Schweiz erst bekannt geworden, nachdem ihn Deutschland entdeckt hatte. Was sodann in unsern Tagen Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer der deutschen Literatur gewesen seien und was ihnen Deutschland war, das sei in den letzten Wochen den Schwärmern für eine schweizerische Nationalcultur und Nationalliteratur nachdrücklich genug ins Gedächtniß gerufen worden. Professor Vetter stellt dann geschichtliche Untersuchungen über das Zusammengehen der Schweiz mit Deutschland an und kommt zu dem Schlusse, daß Alles die Schweiz auf ein solches Zusammengehen hinweise, unbeschadet ihrer nationalen Selbstständigkeit. Professor Vetter schließt:

„Die Wahrheit aber in unserer Frage: Ist die Schweiz eine „deutsche Provinz"? ist: Ja und nein, je nachdem man es von der geistigen Zugehörigkeit der deutschen, französischen und italienischen Schweizer zum stammverwandten Ausland, oder aber ob man es von den Schweizern überhaupt im Verhältniß zum deutschen Reiche versteht, was ja doch Niemanden einfallen kann, der uns verstehen will. Und jede dieser Provinzen der drei großen Epoch- und Culturgemeinschaften hat und wahrt ihre Reservatrechte, insbesondere dasjenige, zusammen mit den andersprechenden Eidgenossen eine geistige Macht zu bilden, die ein Hort der freiheit-

*) Verlag von Herm. Walther-Berlin.

Feuilleton.

Das Fräulein von Saint-Sauveur.

19] Roman von Gréville.

(Nachdruck verboten.)

Das „Telephon" zwischen dem Hause und dem „Schlosse" functionirte noch immer, jedoch fortan in umgekehrtem Sinne. Matthäus, der die halben Tage in der früheren Behausung verbrachte, um das Ausheben und Forschaffen der Bäume und sonstigen Pflanzen zu beaufsichtigen, erfuhr jetzt Alles, was sich in dem Schlosse ereignete, und zwar durch die Dienstleute, die schlecht bezahlt, schlecht genährt und schlecht behandelt wurden, und denen das immer häufiger werdende Erscheinen der Gerichtsvollzieher im Hause jedwede Achtung vor ihren Brodherren gewahrt hatte. Wäre Billors neugierig gewesen, so hätte er gar Vieles, wenn nicht Alles erfahren können, was sich auf das intime Leben des liebenswürdigen Ehepaares bezog; aber ganz abgesehen davon, daß er keinerlei Neigung für diese Erweiterung seiner Kenntnisse in sich verspürte, verfolgte er ja einen ganz anderen Zweck.

An dem Tage, da Frau Régnier das Bett verlassen durfte, um sich auf ihre Chaiselongue zu legen, bat er sie um die Erlaubniß, sie dahin zu führen. Wie er es vorausgesehen, wollte sich die Genesende dem Fenster nähern, um den Himmel zu besehen, wie sie das immer gethan hatte. Er rückte die Chaiselongue so dicht als möglich ans Fenster, dessen Vorhänge zur Seite gezogen waren, und dann trat er auf die Seite, um der theuren Frau den Ausblick freizugeben.

Sie faltete die Hände, neigte sich ein wenig vornüber und blickte in den Garten hinunter.

„Aber, Landry, was ist denn das?" fragte sie mit einem Male. „Da sehe ich ja meinen Cederbaum! Und dort sogar meinen Goldregenstrauch . . . und da mein Kreuzgehölz . . . Landry!"

„Nur sachte, Pathin, nur sachte und sich nicht aufregen!" erwiderte der junge Mann, die beiden Hände erfassend, die sie ihm entgegenstreckte. „Ja, das ist Dein Cederbaum, Dein Kreuzgehölz und alles Uebrige!"

„Alles Uebrige? Ich will aufstehen, will sehen . . ."

„Du sollst Alles sehen, ohne aufzustehen", sagte Landry und gab Luise ein Zeichen, worauf diese ihre Gebieterin in ein großes Tuch hüllte. „Wir werden die Chaiselongue auf den Balcon rollen — denn ein Balcon ist auch vorhanden — und dann sollst Du Alles sehen."

Schweigend betrachtete Frau Régnier den Garten, der fast eine getreue Copie jenes anderen war, aus welchem sie die Bosheit zweier Menschen verdrängt hatte. Landry hatte seine Zeit gut ausgenutzt. Da standen dieselben Rosenstöcke, dieselben Zwergapfelbäume wie dort, selbst die Anordnung derselben war die gleiche geblieben, und man mußte schon sehr genau hinblicken, um stellenweise geringe Abweichungen zu entdecken, die schließlich nicht zu umgehen waren, da man ja mit einer anderen Bodenbeschaffenheit und anderen Witterungsverhältnissen zu rechnen hatte.

„Oh, Landry, welch' ein guter Mensch bist Du doch!" sprach die Genesende, während ihr Thränen vor Freude über die abgemagerten Wangen rollten. „Ich hätte niemals gedacht . . . niemals geglaubt, daß dergleichen möglich wäre!"

„Du sollst erst staunen, wenn Du Alles sehen wirst, Pathin! Doch jetzt mußt Du ins Zimmer zurückkehren; denn dieser Altweibersommer ist nicht für kranke Leute geschaffen, wenngleich er uns die Möglichkeit gegeben hat, Deine geliebten Pflanzen hierherzuschaffen."

Das Fenster wurde geschlossen, die Chaiselongue wieder vor das Feuer geschoben, von wo man immerhin einen freien Ausblick auf die Landschaft genoß, und hier verharrte Frau Régnier eine Weile nachdenklich.

„Um dies zu Wege zu bringen, muß man von inniger Liebe geleitet werden", nahm sie das Gespräch nach einer Pause wieder auf. „Ich hätte gedacht, daß derlei nur eine Frau zu entwerfen und auszuführen vermag. Und wie steht es mit der Bibliothek, Landry? Die hast Du doch nicht dort zurückgelassen?"

„Auch sie wirst Du sehen, Pathin, so bald Dir der Arzt gestatten wird, hinunterzugehen", gab Landry mit einem geheimnißvollen Lächeln zur Antwort. „Wenn Du recht vernünftig bist, so wird es vielleicht schon morgen gestattet sein."

Frau Régnier warf mit einer ganz jugendlichen Bewegung das sie einhüllende Tuch von sich und sagte:

„Noch heute Abend, Landry, wenn er es gestattet. Du hast mein Herz und meine Seele von einer schweren Last befreit, die mich niederdrückte. Dort, in jenem anderen Hause, hatte ich gedacht, ich sei mit dem Boden selbst verwachsen; doch das war ein Irrthum. Nicht der Boden war es, an dem ich voll Liebe hing, sondern an den Früchten unserer Arbeit, an den Bäumen und Blumen, die wir unter unserer Pflege heranblühen sahen. Da ich nun die Versicherung habe, daß sie unter der Versetzung in ein anderes Erdreich nicht leiden werden, so werde ich mich glücklich schätzen, sie vor barbarischen Menschen geschützt zu wissen. . . ."

„Pathin, Du darfst nicht so viel sprechen", fiel ihr Landry ins Wort, „da bringt man Dein Frühstück; laß es Dir recht gut munden."

Erst am übernächsten Tage stieg Frau Régnier am Arme ihres Pathensohnes und in Begleitung des trefflichen Doctors die Treppe hinab und begab sich in ihre neue Bibliothek. Hier war die Copie noch getreuer, als im Garten unten gelungen. Jedes Möbelstück fand an seinem früheren Platz, die Bücher nahmen dieselbe Stelle auf den Regalen ein, die Wände trugen die gleichen Tapeten, und auch die Bilder hingen in derselben Anordnung wie im alten Hause. Landry's Fürsorge hatte sich auf Alles erstreckt, hatte nichts versäumt.

Einen Augenblick stand die Wittwe sprachlos da; sie traute den eigenen Augen nicht. Dann aber reichte sie jedem der beiden Männer, die ihr in dieser gefährlichen Heimsuchung ihres Lebens so treu und wacker zur Seite gestanden hatten, eine Hand und ließ sich von ihnen zu ihrem Lieblingssessel führen. Vor dem von der Decke bis zur Erde reichenden Fenster erblickte sie Matthäus, der herrliche Chrysanthemen mit Stützpfählen versah; man hätte meinen sollen, daß er niemals anderwärts thätig gewesen sei.

„Ruft ihn herein", bat Frau Régnier.

Mit einem tiefen Bücking trat der Wackere herein; ein Bund weichen Seegrases, welches er zum Befestigen der Stützpfähle benutzte, hing ihm aus der Tasche seiner Arbeitsschürze heraus.

„Matthäus, ich danke Ihnen herzlichst", sprach die Wittwe und reichte ihm die feine abgemagerte Hand.

Ohne zu antworten, drückte der treue Diener die zarten Finger in seiner großen, schwieligen Hand und schritt mit sehr geschäftiger Miene hinaus; der schlichte Mann war zu bewegt, als daß er eine Antwort zu geben vermocht hätte.

„Landry", nahm die Genesende nach einer Weile von Neuem auf; „ich glaube, daß ich hier glücklich sein werde. Ich kann Dir keinen besseren Dank sagen."

„Da hast Du vollkommen Recht, Pathin. Und heute Abend wirst Du bereits in Deinem früheren Bett schlafen, gleichwie Dein Schlafzimmer dieselben Möbel erhalten soll, die früher darin gestanden haben. Zu diesem Behufe mußt Du es freilich für ein paar Stunden verlassen. Leider wirst Du Dich aber nicht lange daran ergötzen können; denn nun reisen wir nach Bourges ab . . ." „Sagen Sie nur, Doctor, wann das geschehen kann."

„Ende der nächsten Woche", gab der in so vielen schmerzlichen Stunden erprobte treue Freund zur Antwort.

Achtzehntes Capitel.

Es war heute durchaus kein heiterer Tag in der guten alten Stadt Bourges; eine durchdringende Feuchtigkeit hatte sich auf den Treppen und in den Corridoren der Häuser eingenistet, ganz abgesehen davon, was sich auf dem Straßenpflaster anhäufte. Trotzdem verließ Jehan von Olivettes hoch erhobenen Hauptes sein Heim; selbstbewußt schritt er einher; denn dieser heutige Tag gehörte ihm, er fühlte sich als Herr und Meister seines Schicksals. Jeder von uns hat in seinem Leben mehr oder weniger einen Tag, eine Stunde gehabt, da man Meister seines Schicksals, oder wenigstens eines Theiles dessen, was man Schicksal nennt, zu sein wähnt. Jehan hatte diesen Augenblick seit langer Zeit erwartet, und endlich schien er gekommen zu sein.

Seine langen Beine trugen ihn schnell und sicher nach der Wohnung der Frau von Tournelles, die an diesem nebelschweren Tage so düster und geheimnißvoll war, wie sie ein mittelalterlich veranlagter Poet nur irgend wünschen konnte.

Die rauchgeschwärzten Tapeten und im Laufe der Jahrhunderte stark nachgedunkelten Möbel der Vorhalle waren durchaus nicht danach angethan, Heiterkeit zu erregen oder zu ermuthigen; trotzdem betrachtete Olivettes dieselben lächelnden Blickes, während ein Diener hineinging, um ihn anzumelden. Mit herausfordernder Miene musterte er eine angeblich flandrische Wirkrapete, als hätte er sie für sehr geringwerthig angesehen, was sie thatsächlich auch war.

Er wurde alsbald in den Salon geleitet, wo in unmittelbarer Nähe der kleinen, niedrigen Fenster, bei deren Anblick man sofort eine unbezwingliche Sehnsucht nach freien Terrassen und grünen Laubgängen empfand, zumal sie sich auf eine enge, finstere Gasse öffneten, zwei Frauen in eifriger Betrachtung eines schweren Stückes Seide versunken standen, das, recht schmutzig und ab-

SLUB
Wir führen Wissen.